



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Alteuropa

Schuchhardt, Carl

Berlin [u.a.], 1935

Dolmen

[urn:nbn:de:hbz:466:1-73160](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-73160)

Dolmen

einen Seelensitz oder ein Bild des Toten bei seinem Grabe anzubringen, und wie gerade die Vorkammer des Grabes zu seiner Verehrung bestimmt ist. Damit werden wir auch in Petit Morin die Reliefs als Darstellungen von Verstorbenen und nicht als Gottheiten auffassen. Warum sie aber in so merkwürdiger kompakter Form gebildet sind, läßt sich nur verstehen aus der Entwicklung des Grabkultus im Neolithikum. Es hat zuerst ein hoher Stein, Menhir genannt, am Grabe gestanden, nicht als rohes Abbild des Verstorbenen, sondern nur als Seelenthron, auf dem die im Luftraum sich bewegende Seele einen Ruhesitz finden sollte. Dann hat man angefangen, in dem Steine selbst das Abbild des Verstorbenen zu sehen und ihm einige menschliche Züge gegeben, und dieses Symbol des Verstorbenen, wie es am Menhir sich entwickelt hatte, ist dann auch im Relief vor den Gräbern angebracht worden. Eine ganz ähnliche Entwicklung vom Sündlingsstein auf dem Grabhügel zur rohen Menschenfigur ist noch 3000 Jahre später bei den Slaven und alten Preußen in Osteuropa zu beobachten.

Dolmen

Waren die künstlichen Höhlen, wie bei Petit Morin, ersichtlich aus den natürlichen erwachsen und damit in direkter Abfolge mit dem Paläolithikum verbunden, so erscheinen die großen Steingräber, bei uns gewöhnlich „Megalithgräber“ oder „Hünenbetten“, in Frankreich mit feltischem Ausdruck „Dolmen“ genannt, auf den ersten Blick als etwas Neues und Fremdes. In der Tat hat man sie zumeist als anderswo erfunden und nach Frankreich eingeführt betrachtet. Als eine der bezeichnendsten Ausprägungen nordischer Kultur, meinten die einen, seien die Dolmen über den Westen in das Mittelmeer gewandert. An der afrikanischen Küste entlang hätten sie Syrien und von da aus Indien, ja schließlich Ostasien erreicht. An diesem Dolmenwege könne man die Ausbreitung der Indogermanen von ihrer nordischen Heimat aus verfolgen. Andere aber wollten umgekehrt die Dolmen von Ägypten ausgehen lassen und sie über Tunis und Algier, Portugal und Frankreich nach dem Norden führen, und sie sahen in dem so angenommenen Wege den starken Beweis dafür, daß schon die erste nordische Betätigung von den alten Hochkulturen Ägyptens und Nordasiens aus angeregt worden sei (Montelius).

Die Megalithgräber sind im nordischen Kreise vielfach besser und reicher erhalten als sonst. Wir werden sie deshalb dort hauptsächlich zu behandeln haben. Das Wichtigste über ihre Art und ihre vermutliche Entstehung soll aber innerhalb des Rahmens der französischen Denkmäler hier schon gesagt werden.

Die Lehrmeinung, die man aufgestellt hat, die ältesten Dolmen seien kleine frei stehende Steinkammern gewesen, in einer zweiten Periode habe man sie bis zu den Deckplatten mit Erde überschüttet und erst in einer dritten die inzwischen stark gewachsene Kammer ganz unter einem Hügel verborgen, in den nun ein

langer Gang zu ihr hineinführte („große Ganggräber“) — diese Lehrmeinung ist falsch. Sie ist im Studierzimmer erdacht und findet in einer umfassenden Beobachtung an den draußen stehenden Denkmälern keine Stütze. Die Kammern haben vielmehr alle von Anfang an unter einem völlig deckenden Hügel gelegen. Bei der oft wiederholten Behauptung, ein kleiner Dolmen finde sich auf einem Hügel errichtet, in den seine Steine jetzt stark eingesunken seien, hat man übersehen, daß der Hügel eine künstliche Aufschüttung ist, die ursprünglich die Kammer verhüllte, um dann im Laufe der Zeiten allmählich auseinanderzufließen. Beweise dafür lassen sich bei jeder ordentlichen Ausgrabung erbringen. Wo immer eine bestimmte Landschaft bis auf die letzten Spuren ihrer Steingräber abgesucht wurde, hat sich ergeben, daß die Kammern ursprünglich alle von einem Hügel überdeckt gewesen sind ¹⁾.

Dies Hügelmoment ist ausschlaggebend für die Bedeutung und Herkunft der Megalithgräber. Sie sind nichts anderes als die Nachahmung der „künstlichen Höhlen“, und könnten somit „überkünstliche“ genannt werden. In Gegenden, wo sowohl der leicht zu schneidende südfranzösische Kalkstein wie der leicht zu stechende norddeutsche Sand fehlte: in der granitene Bretagne, ließ sich weder in den aufsteigenden Berg, noch in den flachen Boden ein Grab einschachten. Wollte man an der vorhandenen Tradition festhalten, so blieb nichts übrig, als einen künstlichen Hügel zu errichten und ihn in die hergebrachte Grabkammer einzubauen. So erklären sich die kleinen Dolmen wie die großen Ganggräber und was für Arten man etwa sonst noch unterscheiden will. Es sind oft ganz riesige Hügel aufgeworfen, bald aus Erde, bald aus Steinbrocken, wie das Gelände es herab, nur um Grabkammern mit ihren Nebenräumen und Gängen darin anzulegen. So bildet bei Carnac in der Bretagne das Wahrzeichen der Gegend der Mont St. Michel, auf dem schon ein römisches Tempel stand und heute eine Kapelle mit allerhand Nebengebäuden thronet. Er ist ein aus Steinmaterial aufgeworfener Hügel von etwa 50 m Länge und 10 m Höhe (Taf. XV 1). In seinem Innern ist ein großes Mittelgrab mit vielen kleinen Gräbern umher festgestellt. Die Wände der Gräber sind aus Steinen aufgemauert und die Decke ist in „falschem Gewölbe“ durch Vorfragen von Steinplatten hergestellt. Die ganzen Grabungen sind unterirdisch, bergmännisch ausgeführt, und zu ihrer Besichtigung ist ein schleifenförmiger Stollen im Berge offen gehalten worden ²⁾.

Ähnliche Berge, die man nur mit Widerstreben als künstlich anerkennt, begegnen im westlichen Kreise öfter. In der Salisbury Plain, südlich von Stone-

¹⁾ Le Rouzic, Direktor des Museums in Carnac, Les monuments megalitiques de Carnac etc. p. 25: „Tous ces monuments, dolmens, allées couvertes, étaient incontestablement recouverts de tumulus, et ne sont aujourd'hui que les charpentes de monuments détruits.“ Für Norddeutschland H. Müller-Brauel, Prähist. Ztschr. II, S. 214, für Nordafrika Leo Stobbenius, Prähist. Ztschr. VIII, S. 29.

²⁾ Le Rouzic a. a. O.

henge, liegt der Tilbury Hill von ähnlichen Abmessungen wie der St. Michel bei Carnac, nur kegelförmiger gestaltet, auch entschieden ein Grabhügel. Das sehr bekannte Ganggrab bei New Grange in Irland hat einen Hügel von 115 m Durchmesser über sich, das auf der Insel Gavrinis an der Bretagneküste einen Hügel von 60 m Durchmesser und 9 m Höhe.

Die Megalithgräber, große und kleine, zeigen im wesentlichen eine einheitliche Bauart. Große Steine oder Steinplatten, hochkant gestellt, bilden die Wände (XV 2). Kleine Steine mit Lehm füllen die verbleibenden Lücken. Ein starker Unterschied liegt nur darin, daß die Kammer einmal rundlich gehalten und dann von einem falschen Gewölbe geschlossen ist, das andere Mal viereckig und von einer oder mehreren großen Platten flach überdeckt. Welcher von diesen beiden Typen der ältere sei, ist in Frankreich nicht auszumachen. Im Norden hat Montelius nach den Grabfunden beobachtet, daß die rundliche Form mit Zuwölbung der andern vorausgeht. Ist das richtig, so zeigt es wohl, daß man zuerst die westeuropäische Rundhütte — der auch die künstliche Höhle entspricht — dann das nord- und mitteleuropäische Rechteckhaus als Vorbild vor Augen hatte.

In Frankreich knüpfen die Dolmen noch in anderer Weise mannigfach an die alten Höhlen an. Des öftern findet sich vor der Grabkammer ein Vorraum, und es tragen die Wand- und wohl auch die Deckensteine der Gräber figürliche oder geometrische Darstellungen. Außer an den Eingangspfosten der Kammer ist einmal die Andeutung einer weiblichen Gestalt mit Augen, Nase, Brüsten und einer vierfachen großen Brustkette ganz in dem Stile der Menhirfiguren von Petit Morin angebracht. Ein paarmal ist an Wandsteinen im Grabe ein gestieltes Beil eingemeißelt, wohl als symbolische Beigabe für den dort bestatteten Toten. Sehr häufig ist ein ganzer Stein oder auch mehrere nebeneinander mit geometrischen Mustern überzogen. Man hat in ihnen zuweilen verzerrte menschliche Gestalten, zuweilen auch Schriftzeichen erkennen wollen. Beides ist müßig. Die Muster bestehen fast immer aus Motiven des Flechtens oder Webens oder des Benähens mit Schnüren. Sie sollen also Teppiche vorstellen, die man an der Wand hinter diesem oder jenem Toten aufgehängt hatte, in derselben Weise, wie die schönste steinzeitliche Grabkammer Thüringens, die von Göhlißsch bei Merseburg, ihre Wände dicht mit farbigen Teppichmustern bedeckt und an einer Stelle auch den Bogen und Köcher des bestatteten Mannes angebracht hatte (Taf. XXVI. 2). In Irland sind dieselben Verhältnisse zu beobachten und auch in Spanien hat kürzlich (1934) Dr. G. Leisner die Teppichmuster festgestellt.

Bei manchen Steinkammern zeigt sich ein merkwürdiges, etwa kopfgroßes Loch rund und sauber durch den unteren Teil einer Wandplatte gemeißelt (XXV). Das „Seelenloch“ hat man es genannt nach der im alten Volksglauben weitverbreiteten Anschauung, daß die Seele zuzeiten das Grab verlassen wolle, um sich in der Luft frei zu bewegen, um als Vogel in der Sonne zu sitzen und von den Früchten des Feldes zu picken. Besonders in Ägypten tritt uns dieser Glaube

lebendig entgegen. Während das Loch im nördlichen Kreise selten ist, ist es im westlichen häufig. In Frankreich hat man es in der Oise-Gegend unter 30 Steingräbern 13 mal beobachtet. Da das Rheinland zur westeuropäischen Kultur gehört, ist es von da auch in angrenzende deutsche Teile gedungen, ebenso wie der Menhir.

Der Menhir

In denselben Kreis des Seelenglaubens führt eine andere Eigentümlichkeit von Westeuropa, der Menhir. Es ist ein hochragender einzelner Stein, gewöhnlich 4—5 m hoch, oft aber beträchtlich höher. Er steht heute meist ganz allein oder liegt umgefallen am Boden. Die einzige Beziehung, die sich hier und da erkennen läßt, ist die zu den Dolmen. Besonders in der Bretagne zeigt sich das. Ausgrabungen, die Paul du Chatellier hier um viele Menhirs herum gemacht hat, haben jedesmal Asche mit Tierknochen, kleinen Geräten und Topfscherben geliefert. Er rechnet deshalb die Menhirs zu den Gräbern und besonders zum Totenkult. Andere möchten vielmehr religiöse Symbole, primitive Idole in ihnen sehen. Speziell an eine älteste Verkörperung des Merkur, des späteren gallischen Hauptgottes, hat man gedacht. Vorsichtige Leute wie Déchelette¹⁾ sagen: „la véritable destination des menhirs demeure problématique.“

Einige Wanderungen in der Bretagne im Herbst 1912 haben mich zu Menhirverhältnissen geführt, die noch unbeachtet waren. Beim Dorfe Kerleskan, eine Stunde nordöstlich von Carnac, mündet eine der schönsten Steinalleen in einen großen Cromlech (Abb. 34). Neben dem Cromlech erstreckt sich, seine ganze rechte Seite bedeckend, ein langes Hünenbett, und am Kopfende dieses Hünenbettes steht ein 4½ m hoher Menhir (XVI 1). Er steht genau in der Längsachse des Grabes und nur wenige Meter von seinem Fuße entfernt. Bei einem kleineren Grabe im Weichbilde von St. Pierre de Quiberon fand ich dasselbe Verhältnis. Im Garten eines kleinen Landhauses am Meere liegt ein ovales Hügelgrab, anscheinend unberührt, 15 m lang und 8 m breit; an seinem westlichen Ende, 12 m vom Grabfuße entfernt, steht ein derber Menhir von 3 m Höhe. Ein drittes und viertes Beispiel sah ich in Locmariaquer, dem Brennpunkt der schönsten Megalithdenkmäler von ganz Frankreich. Nordwestlich vom Orte birgt sich in hochgewachsenem Ginster ein 110 m langes Hünenbett, und an seinem südlichen Kopfende liegt, vom Blitze einst in fünf Stücke zerschmettert, der größte Menhir, den es überhaupt gibt. Er war 20½ m lang. Seine Stücke liegen, wie sie gefallen sind. So läßt sich der alte Standpunkt des Riesen noch genau erkennen. Er befindet sich wieder in der Achse des Langgrabes, unmittelbar an dessen Fuße. Das Grab ist zum Teil ausgegraben. In seinem Innern haben sich zwei Kammern gefunden. Bei der vorderen war zu erkennen, daß ihr Eingang nach dem Menhir

¹⁾ Manuel I S. 438.